

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 1 (1911)
Heft: 43

Artikel: Vater Klaus [Fortsetzung]
Autor: Reinhart, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640729>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sein Hauptwerk betrachtet, und „Sizilien“, Reisebilder, 1902 „Die Muse des Aretin“, 1904 wieder italienische Reisebilder „Calabrien, Apulien“ u. s. w., 1905 „Der Heilige und die Tiere“, des Dichters Weltanschauungsbekenntnis, 1907 „Du schöne Welt“, Widmanns letztes Reisebuch, und endlich, als letztes literarisches Vermächtnis gleichsam, in diesem Jahre die Neuauflage der „Modernen Antike“ mit den beiden Einaktern „Der greise Paris“ und „Lysanders Mädchen“, und dem letzten Frühling entstandenen Einakter „Der Kopf des Crassus“.

Wenn wir diese Dichterwerke und die durch seine Tagesarbeit gefüllten Blätter von der ersten bis zur letzten seiner Bücherbesprechungen im Geiste prüfend durchgehen, so bietet sich uns eine überaus wohlthuende Erscheinung dar: ein bedeutender Geist entwickelt sich aus der stürmischen Subjektivität der Jugend heraus zur reifen Kraft des Mannes, leuchtet dann unentwegt und unbedunkelt mit dem zur schönsten Objektivität geläuterten Lichte eines Gestirnes erster Größe hinein in die Welt, um plötzlich und strahlend unterzugehen am Horizont unserer Gegenwart. Was uns Widmann als Menschen lieb macht, seine jugendliche Begeisterungsfähigkeit, sein Einstehen für die Ideale der Schönheit und Wahrheit, sein

herzerhebender Optimismus, der ihn das Gute in der Welt wie in der Menschenseele erkennen ließ, sein warmes Mitfühlen für die schwachen Kreaturen, insbesondere für die Tiere: das ist seine Art gewesen bis zur letzten Stunde. Wir alle beklagen den Verlust dieses reichen und edlen Menschenlebens und können uns nur trösten mit dem Gedanken, daß sein Geist und sein Vorbild uns erhalten blieb in den Werken, die er uns hinterlassen hat. H. B.

† J. O. Widmann.

In innigem Dank dem Führer der Jugend.

„Glückauf zum frohen Wandern, Der Erde Pracht zu sehn!“	Wie weißes Haar, und blinkend Der blauen Augen Licht, Und helles, warmes Leuchten In Tat und in Gedicht.
So hörten seine Stimme Wir in die Lande wehn.	

Er hielt mit Macht umschlungen,
Was frei und stark und schön!
Wir schau'n zu seiner Ferne
Wie nach den Alpenhöhn!

O. Volkart.

Dater Klaus.

Aus „Heimwehland“ von Josef Reinhart.

(Fortsetzung.)

Handkehrum, wenn er eine Sense wehen hörte, kam es wie ein Bild vor seine Augen. Er sah ein grünes Tal. An der Sonnenseite unter dem Walde blühte der rote Klee und die saftigen Stengel fielen unter den wuchtigen Schlägen des Mähders; es war ihm, er höre die Bienen summen und die Hummeln brummen, und der Duft des frischgefallenen Grafes stieg aus den Mahden auf.

Da juckte es ihn wohl in den Armen, die Muskeln strafften sich unwillkürlich und die Hand ballte sich; es zog ihn an allen Nerven: „Komm mit, komm mit!“ —

Doch er hatte ja seinen Garten. Es war heiße Frühsummerzeit. „Ist wohl eine wunderliche Trucke, die Magd,“ brummte der Alte, indem er die Gießkanne am Brunnen füllte, „aber schauen wird sie, wenn der Garten gesprüht ist, ohne daß sie die Hand anlegt!“

So wollte er jetzt jeden Abend und am Morgen tun. Er fühlte dabei, wie leicht er noch die gefüllte Kanne mit einer Hand aus dem Brunnen hob. Das machte ihm Stolz und Vergnügen, wenn er so aufrecht durch die Gartenwege schreiten konnte, wie er dann jedes Stückerlein mit Freude betrachtete, wenn es das Köpfchen hob, wie ein erschöpftes Kind, dem man einen Schluck Wasser bot, als wollte es danken für das Abendschöppchen.

So wußte er doch auch, warum er müde war am Abend, wenn man um den Eßtisch saß. Aber was die Magd wieder hatte? Sie fuhr herum in der Küche wie eine Wespe, stellte die Kessel und Pfannen und Töpfe nieder, als sollte jedes ein Andenken erhalten. Dazu brummte sie wie ein altes Kessi. Aber das Gewitter fuhr nicht los, es war wie an einem dünnstigen Sommerabend, wenn es in allen Ecken wetterleuchtet. Früh ging die Magd in ihre Kammer, schlug die Tür hinter sich zu, als müßte sie dieselbe eine halbe Stunde weit werfen, und im Hinausgehen, als die Tür gerade noch so weit offen war, daß eine Grobheit hinein konnte, warf sie,

wie man einem Feind aus finsterner Ecke einen Bengel in den Rücken schleudert, die Worte hinein, der Alte könne mira alles machen, wenn sie in keinen Schuh mehr gut sei!

Sie sei doch jetzt ein alter Esel geworden in diesem Haus und wisse, wie man Salat h'schützte und den Kabis ablese, aber der könne es scheint's besser. So sei sie ja übrig, am besten sei es allweg, sie mache das Bündel und ziehe weiter in ihren alten Tagen.

Und der Gärtner habe auch gesagt, er komme nicht mehr, wenn ihm noch einer die Reben aufbinde. Er sei alt und habe es fünfzig Jahre getrieben, dem Pfarrer und dem alten Doktor. Und wenn jetzt noch ein anderer von obenab ihn lehren wolle, sie zu schneiden, so könne er's dann selber machen.

Den Alten, der einsam am Tisch saß, juckte es in den Händen, mit einigen vaterländischen Faustschlägen niederzufahren, daß die Schüsseli und Häfeli hochauf tanzten. Eine solche Pfannenschmöckerin, die tags ihres Lebens keine Gabel in der Hand gehabt, wollte ihm noch den Marsch machen in seinen alten Tagen, ihm, der vor paar Jahren noch zwei Mähdern vorgemäht. Donnerwetter! wollte er dreinfahren. Aber als er dann die junge Frau hörte, wie sie der Magd zusprach, sie möchte es nicht auf die böse Achsel nehmen, der Großvater habe es nicht so gemeint, es sei nur Güte gewesen, er sei so ein guter: da tat es ihm wohl!

Es wurde ihm eng in dem Zimmer, er meinte, er müsse ersticken. Unter der Silberpappel setzte er sich auf die grüne Bank, wo ihn niemand sah, wie er, den Kopf in den Händen, träumte von einer Zeit, da er um diese Abendstunde, wenn am Himmel die Sterne glitzerten, auf dem Bänkli saß daheim und seinen Mähdern von alten Zeiten erzählte, aus dem Sonderbundskrieg. Ja, das waren noch Zeiten, damals und jetzt! Das hatte sich geändert. Früher im Heuet: der erste und der letzte. Um drei Uhr auf den Füßen und an der Knechtenkammer geklopft: „Uf, uf, schön Wetter!“ — Und jetzt!

Der folgende Tag war ihm wie dem Vogel, dem man die Jungen genommen. Die Sonne schien so freundlich auf die grüne Welt herab, im Garten jubilierten die Buchfinken, und in dem Kästchen schrien die Stare, und die Straße auf und ab war ein Leben: das sah und hörte der Großvater alles nicht. Als ob man ihm in dunkler Kammer das Licht genommen, saß er auf der Bank, gleichgültig, er mochte nicht lachen und nicht weinen, bis er ein altes Mannli sah, das, armselig und gebückt, ein Handkarri mit Karst und Sack beladen, die Straße hinabzog. „Das ist auch ein armer Teufel,“ dachte der alte Reinert; „aber es wehrt ihm niemand, vielleicht wär' er froh, er hätte eine Seele, die bei ihm wär' an der Arbeit.“

So wartete er noch eine Weile. Dann nahm er den Weg unter die Füße, der zum Dorfe hinaus quer durch die Felder und Acker führte, einer sonnigen, trockenen Halde nach.

Die wenigsten der Leute waren mehr am Kartoffel-eingraben, die meisten daran, die Acker zu rühren. Lang schritt er durch die Felder, verfolgt von den Blicken der am Weg Arbeitenden und erfüllt von der Sehnsucht, zuzugreifen. Da sah er weit oben an der Halde, wo die Sonne auf die rote Erde niederbrannte, ein Mannli, das allein Kartoffeln setzte auf seinem Acherli. Er machte den Umweg um den Hügel herum, unter dem Waldsaume hin, dem Acherli zu.

„Heit ech nit z'streng!“ redete er das Mannli an, das zusammenfuhr, wie ein erschrecktes Hühlein: so war es in seine späte Arbeit vertieft. Gebückt, wie einer, der eine Strafarbeit tut, hatte er gehakt, als ob er sich schämte vor den Leuten, so spät noch mit diesem Frühlingswerk angetroffen zu werden.

Das Mannli tat denn auch wie ein armer Sünder und entschuldigte sich, es habe sich etwas verspätet; aber es könne nicht helfen, es müsse die halbe Zeit seiner kranken Frau abwarten. Wenn man alles auf dem Buckel habe, sei es kein Wunder, daß man nicht vorwärts komme.

Seine Rührung verbergte der alte Reinert gern hinter barschen Worten: Was er da mache?

„He, das ist eine Frage! Erdäpfelsetzen!“ —

„Das ist nicht Erdäpfel gesetzt, das ist gvätterlet. Furchen hacken; Löcher machen; Erdäpfel einlegen, jede halbe Stunde einen; Löcher zumachen! Und dann noch die Erde den Hügel hinabziehen!“

Es sei kein Wunder, fuhr er fort, daß es da oben nichts als Steine habe, die Erde liege ja alle unten!

Er wolle ihm jetzt zeigen, wie man Erdäpfel setze. Das Mannli lachte verlegen und hüstelte, als ob ihm etwas nicht recht wäre. Der Reinert Klaus war aber einmal im Zug; wie ein Junger, wie ein Meister, der seinem Lehrling zeigen will, wie man das Geschirr in die Finger nimmt, machte er sich an die Arbeit. Ging oben an, hackte eine gerade Furche. Man brauche sonst eine Schnur dazu; aber er sei gut dafür, die Zeile werde gerade ohne Schnur. Und in die Zeile mußte das Mannli die Kartoffeln legen, jeden einen Schritt vom andern und die Asche hinzu. Zögernd tat er's, und hustete immer; aber er brachte es doch nicht hervor, bis der Reinert drängte, ob er ihm nicht traue. Ob er glaube, sie kommen nicht hervor?

„Das wohl,“ sagte das Mannli; „aber die Frau!“ Es sei ihm doch nicht ganz recht dabei. Es wäre am besten, er

gehe zuerst heim, zu fragen, was sie meine, sie hätten immer ins „Loch“ Erdäpfel gesetzt, nie in die „Zeile“; hier wisse man nichts anderes, und es dünke ihn, es brauche so gar viele Seelinge. Und eine neue Mode anfangen, das wär' nicht mehr der Mühe wert.

Aber der alte Reinert wurde fast böse über das Drehen und Zögern. Er solle dableiben; mit dem Geläuf versäume man die Zeit. Und bis er herum wäre, möchten sie das Stückli.

He, so könne man sehen, nürzte das Mannli und legte dem Unbekannten die Kartoffeln in die Zeile, während dieser Furche um Furche schnurgerade herumhackte. Reinert war, als er die Hacke in der Hand hielt, als er den Rock ausgezogen und den bekannten Erdgeruch spürte, schon wieder der alte Bauer. Er hörte nicht das Gefähr des Mannlis, dem es windeweh war, sah auch nicht um, sah nicht wie die Leute auf den Ackern an Karst und Hacken stehen blieben, die Hände verwarfen und wermiseten, ob das wohl einer aus dem Irrenhaus sei. Daß man an einem Hügel die Erde hinaufzog und die Kartoffeln nicht in die Löcher setzte, das war hier unerhört. Der alte Bauer hörte auch nicht, wie das Mannli zweifelte, was wohl die Leute sagten, wenn es in seinen alten Tagen noch so Erdäpfel setzte und wenn es nur der Pfarrer nicht vernehme. Wenn er es wüßte, daß das reformiert gesetzt wäre, so äße er keine davon; dann, als das Mannli sah, wie das Werk vorwärts ging, wollte es Mittag machen. Es sei genug, am Nachmittag wolle er dann wieder dran. Er müsse jetzt heim, der Frau Trank kochen. Und froh war er, als der Kartoffelvorrat aufgebraucht und Korb und Säcklein leer waren.

Beim Mittagessen war der Großvater aufgeräumt, wie die vergangenen Tage nie, redete und erzählte allerlei; aber von der angefangenen Arbeit erwähnte er kein Wort. „Wenn er zwanzig Jahre jünger wäre, meinte man, der Großvater hätte irgendwo einen Schatz!“ — hieß es, als er preffierte, den Hut nahm und sich eilig fort machte, ohne noch eine Pfeife eingemacht zu haben, wie einer, der vor einem Gewitter noch eine Arbeit unter Obdach bringen will.

Lange mußte am Nachmittag der Großvater auf dem Acherli auf das Mannli warten. Er wurde wunderlich und setzte sich unwillig an das Waldbord: es sei Sünd' und Schade für das schöne Wetter, das man so verliere. So glaube er schon, daß das Mannli nirgends hinkomme. Das machte auch ein Gesicht, wie wenn's zum Henken müßte, als es den Großvater auf seinem Acherli antraf. So wurde bei der Arbeit wenig gesprochen, das Mannli duckte sich wie der Gefelle vor dem Meister, als es sah, wie es vorwärts ging.

Und im Handumdrehen war das Säcklein geleert. Es habe doch gemeint, es sollte langen, meinte das Mannli, als sich der Reinert darüber aufhielt, daß man nicht mehr mitbringe und die Zeit so durch Hin- und Herlaufen verliere. Aber das Mannli brachte auch das zweitemal nicht genug, mußte noch ein drittes Mal hingehen, es gehe in einem zu, sagte es, es habe einen Imb, der am Schärmen sei; da müsse es sowieso ein wenig achtgeben.

Aber wie auch das Mannli drehte und zögerte, der Großvater war einmal im Zug und machte nicht Feierabend, bis die letzte Zeile gedeckt war. Jetzt erst sah das Mannli, was heute gegangen; es konnte fast gar nicht begreifen, daß

das möglich sei, und sagte, es fürchte sich fast, es der Fran zu berichten; sie könnte meinen, es sei mit „lägen“ Dingen zugegangen. Aber froh war das Mannli doch, und sagte es auch, es sei ihm jetzt wieder viel leichter, als ob es einen Zentnersack vom Buckel geworfen hätte; ja das Acherli sei ihm auf dem Herzen gelegen.

„He nu,“ sagte der alte Reinert fast stolz und innerlich erfreut, daß er noch solche Arbeit vollbringen konnte, „he nu, wenn d' mi wieder bruchsch, so bini z'ha!“ „Es wolle dann schauen, er solle Dank haben, z'hunderttusig mole, es wolle dann öppe mit ihm abschaffe.“

(Schluß folgt.)

Ueber die Gründung des Kaufmännischen Vereins Bern und sein Kursenwesen.



„Pallas Athene“ über dem Eingang des Kaufmännischen Vereinshauses.

Wenn ein Verein auf eine 50 jährige Dauer seines Bestehens zurückblicken kann, hat er naturgemäß auch seine Geschichte. Diese ist um so interessanter, je vielseitiger die gestellten Aufgaben und je mannigfaltiger die Bestrebungen sind, die im Laufe eines halben Jahrhunderts angefangen und verwirklicht worden sind. Der Kaufmännische Verein Bern hat auf den Anlaß seines Fünfzigjahr-Jubiläums eine Denkschrift herausgegeben, aus der wir einiges unsern Lesern mitteilen wollen. Die Schrift kann zum Preise von 50 Cts. beim Schulsekretariat bezogen werden.

Der erste Anstoß zur Gründung des „Vereins junger Kaufleute“ — so hieß der Kaufmännische Verein Bern vor 1885 — gab das Beispiel Zürichs, das einen solchen Verein besaß, und der zum Zweck hatte, neben der Pflege der Kameradschaft und der Geselligkeit, auch Sprach- und Unterrichtskurse abzuhalten. Vordem, bereits 1859, bestand in Bern eine gesellige Vereinigung junger Kaufleute unter dem Namen „Alpenrössi“. Diese bestellte am 13. November 1861 ein Komitee, dem die Aufgabe überbunden wurde, die Statuten für einen Verein nach dem Vorbilde Zürichs auszuarbeiten und die Vorarbeiten für die konstituierende Versammlung zu besorgen. Dieses Komitee wurde alsdann zum Vorstand erhoben und Herr Yerlin, der nachmalige Generaldirektor der schweizerischen Volksbank, zum ersten Präsidenten erkoren.

Gleich im ersten Jahre seines Bestehens machte sich der Verein mit Eifer an die Ausführung seines wichtigsten Programmpunktes: Veranstaltung von Sprachkursen. Zu diesem Zwecke versicherte er sich der Mitarbeit damals hervorragender Persönlichkeiten, indem er sie für ihre Sache zu interessieren suchte. So z. B. nahmen die Herren Regierungsräte Lehmann und Scherz die ihnen vom Verein angebotene Ehrenmitgliedschaft an, und ihrem Einfluß ist es hauptsächlich zu verdanken, daß der Verein so bald nach seiner Gründung mit den Sprachkursen beginnen konnte. Die ersten Unterrichtsstunden wurden in den Räumen der alten Hochschule erteilt und dem Verein dafür für Beleuchtung und Bedienung einen Betrag von Fr. 150 angerechnet. Die Organisation dieser Sprachkurse war damals eine äußerst einfache. Anlässlich einer Vereinsversammlung wurde durch den Kurschef eine Liste in Zirkulation gesetzt, auf der sich die Interessierten einschreiben mußten. Fanden sich genügend Teilnehmer für einen Kurs, so wurde nach einem Lehrer Umschau gehalten und mit ihm ein Preis vereinbart. Als Entgelt für die Unterrichtsstunden hatten die Kursbesucher einen Beitrag an die Unkosten in der Höhe von 20, 30 oder 40 Cts. pro Stunde zu ent-

richten. Das Fehlende mußte die Vereinskasse, die von den Mitglieder- und den freiwilligen Beiträgen der Berner Kaufleute gespeist wurde, bezahlen.

Im Jahre 1869 betrug die Auflage des Stundenplanes 150; heute 1500. Bereits 1869 wurde die Subventionierung der Kurse durch die Stadt angeregt, aber die Petition blieb ohne Erfolg. Erst im Jahre 1890 wurde dem Vereine eine solche von Fr. 200 bewilligt, während ihm schon 1886 eine indirekte Bundessubvention zugesprochen wurde. Die letztere erreichte dann 1895 die Höhe von Fr. 3100; 1905/06 Fr. 10,007 und 1910/11 Fr. 18,625. Aber im Jahre 1897/98 betrug die von der Stadt an den Verein ausgerichtete Subvention Fr. 1500; 1907/08 Fr. 8000 und 1910/11 Fr. 10,000 während der Kanton 1897/98 bereits Fr. 1300 1907/08 Fr. 18,000 und 1910/11 Fr. 21,000 an den Verein ausbezahlte. Diese Zahlen sprechen besser als alle Worte von der Entwicklung, die die wesentlichste Institution des Kaufmännischen Vereins im Laufe der Jahre genommen hat. Hier ein weiteres Beispiel: 1888/89 war die höchst erreichte Schülerzahl pro Semester 69, 1898/99 254, 1908/09 717 und 1910 845. Die Auslagen hielten Schritt damit. 1888/89 überschritten die Lehrerhonorare allein den Betrag von Fr. 2000 und stiegen von da an sehr schnell. 1898/99 betrugen sie Fr. 10,420, 1908/09 Fr. 38,065, 1910/11 aber Fr. 45,876. Das ist nur ein flüchtiges Bild von der Ausdehnung des



Das Vereinshaus des Kaufmännischen Vereins Bern an der Herrengasse.